



## Wegpunkt 3

### Die Kriegs- und Nachkriegsjahre

**Das Leben in Marienrode war von jeher eng mit der Landwirtschaft des Klosters verbunden. Nach der Säkularisierung wechselten die Pächter, an der Arbeit und den Lebensbedingungen der Bevölkerung Marienrodes änderte sich jedoch nur wenig. Viele, die hier bereits vor dem Kriege aufgewachsen sind, bezeichnen ihre Kindheit als schön, auch wenn sie nicht viel hatten. Wir haben hierzu die Geschwister Josef Chenka und Ursula Bohmann interviewt, beide geboren und aufgewachsen in Marienrode, Jahrgänge 1926 und 1928.**

Die Familie hatte Schweine, Ziegen, Enten, Gänse und Hühner, der Vater versorgte die Pferde des Klosters, die Mutter arbeitete auf dem Feld.

Die Kinder haben sich immer gefreut, wenn Samstag war, denn dann kam Herr Kästner, ein Kolonialwarenhändler, und bei dem gab es alles – Zucker, Mehl, Salz, eingelegte Heringe und natürlich auch Süßigkeiten. Sie bekamen jeden Samstag 10 Pfennig und haben sich davon Himbeerbonbons gekauft. Wenn die alle waren, waren sie alle, da blieb dann nur mal der Griff in die Zuckerdose frei nach dem Motto: „Wenn ihr was Süßes wollt, dann geht an die Zuckerdose“.

Nach der Erinnerung unserer Interviewpartner lebten in Marienrode vor dem Krieg ungefähr 80 Einwohner. Sie haben sich gut verstanden, es war eine gute Nachbarschaft, geprägt durch die Landwirtschaft und die jeweiligen Pächter.

Während des Krieges wurden wie überall viele Männer aus Marienrode eingezogen, die Arbeitskräfte waren knapp.

Schon lange vor dem Krieg waren hier Leute aus Schlesien und dem Posener Land als bezahlte Saisonarbeiter tätig, beispielsweise zur Rübenernte. Später kamen auch Italiener zum Arbeiten hierher.

Im Krieg dann kamen dann Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und Verschleppte. Wurden die Saisonarbeiter aus dem Osten vor dem Krieg noch in der sogenannten „Kaserne“ untergebracht, einem großen Raum im Klostergebäude mit vielen Betten darin sowie einer Küche samt Koch, so mussten die Zwangsarbeiter deutlich beengter über dem ehemaligen Schweinestall, dem heutigen Buchladen, nächtigen. Bei Kriegsende waren es immerhin 184 Personen.

Auch das Essen wurde weniger, aber sie wussten sich zu helfen und haben sich Essen besorgt. Sie haben sich ein Loch zu den Viehställen gemacht und Sahne und Korn besorgt. Sie haben dies dann mit der Chenka-Mutter getauscht gegen Kuchen und Brot. Andere Einheimische haben ihnen auch geholfen, da sie vielen Leid taten. Die Aufseher waren nicht immer nett zu ihnen. Neben den Fremdarbeitern und den Kriegsgefangenen mussten die Frauen immer mit aufs Feld. Sie wurden an Sammelpunkten aufgesammelt und aufs Feld gebracht, und abends ging es in gleicher Weise wieder zurück.

Als der Krieg zu Ende war, kamen zuerst Amerikaner in den Ort, nach der Einteilung der Besatzungszonen wurde dann aber



auch Marienrode britisch.

Nach dem Krieg gab es große Probleme mit Plünderungen, nicht nur der Obstbäume, auch der Viehbestände und Gärten. Die Amerikaner waren da eher nachsichtig und haben auch mal ein Auge zugeedrückt. Die Briten später wollten die Ordnung wieder herstellen und haben hart durchgegriffen. Das ging so weit, dass sogar ein ca. 12 jähriges Mädchen von einem Wachposten erschossen wurde, das im Baum saß und nicht herunter kommen wollte. Sie waren rigoros und haben nicht lange gefackelt.

Die Mutter der Chenkas hat nicht nur während des Krieges Zwangsarbeitern geholfen. So hat sie nach dem Krieg jeden Sonntag immer so getan, als hätte sie alte Kartoffeln aussortiert und einen Korb noch guter Kartoffeln neben die Miste gekippt. Ein russischer Mann aus Diekholzen hat schon immer darauf gewartet, dass sie von der Kirche nach Hause kam, und an der Ecke ausgeharrt, um die Kartoffeln aufzusammeln.

Auch nach dem Krieg war das Leben durch die Arbeit bei den Pächtern im Kloster geprägt, sie hatten das Sagen. Und sie bestimmten sogar auch, wer in Marienrode leben konnte, denn bis auf die Schule gehörten alle Gebäude zum Gut, es waren Guts-/Werkshäuser und -wohnungen.

Nach dem Krieg wollte der damalige Gutspächter Graf beispielsweise nicht, dass jemand, der nicht in Marienrode arbeitet, dort wohnt, und hat dafür gesorgt, dass im Hainbuchenweg im Hildesheimer Wald zwei, später sogar noch ein drittes Haus gebaut wurden, insgesamt 3 Häuser für 18 Familien.

Damals war Wohnraum knapp, und der Gemeindedirektor konnte immer nur vertragen – daher hat der Pächter Graf selbst

dafür gesorgt, dass die Häuser gebaut wurden und er so die „Fremden“ loswurde.

Das hatte auf die Geschwister Chenka Auswirkungen: Ursula musste ausziehen, Josef konnte bleiben, da seine Frau auf dem Feld mitgearbeitet und er selbst ab und zu ausgeholfen hat.

Die Nachkriegsjahre waren auch durch die Flüchtlinge in Marienrode geprägt, schon vor Ende des Krieges waren Vertriebene nach Marienrode gekommen. Ströme von Menschen zogen nach Kriegsende außerdem durch den Ort, Soldaten und Flüchtlinge, Gefangene und Befreite. Alle zogen durch Marienrode, in der Regel zu Fuß, manche mit Handwagen.

Sehr zur Freude der Marienroder wurde nach dem Krieg auf dem Dachboden der Schule ein Kleidungslager entdeckt, ebenso auf den Dachböden der Klostergebäude: Stoffballen und Kleidungsstücke, Babywäsche, alles in guter Qualität. Was man nicht selber gebrauchen konnte, wurde zum Tauschen genutzt.

Gegen die Gebiets- und Gemeindereform 1974 und die damit verbundene Eingemeindung Marienrodes zur Stadt Hildesheim gab es wenig Widerstand, Gemeinderat und Bürgermeister sahen die Vorteile für die Infrastruktur des Ortes. Holte man vorher beispielsweise das Wasser noch von der Pumpe vor Dießels Haus, kamen mit der Eingemeindung richtige Wasseranschlüsse und Kanalisation. Auch die Straße zum Hildesheimer Wald wurde vernünftig erschlossen und geteert. Ebenso erhielt die kleine Kapelle auf dem Friedhof zur Vergrößerung einen Vorbau, und der Weg dorthin saniert.

Zwar wollten sich einige eher nach Diekholzen orientieren, sind aber im Nachhinein froh, dass es nach Hildesheim ging. Die Verbindung zu Diekholzen, Söhre, Barien-



rode und Ochtersum war vorher sehr stark, auch nach Itzum und Marienburg. Nichtsdestotrotz hat man der Stadt mehr Unterstützung zugetraut. Mit den Boschwerken gab es eine nahe Busanbindung, vorher musste man bis zum Sternhaus in Neuhof laufen.

Der letzte große Meilenstein nach dem Krieg war die Neugründung des Klosters

Mitte der 1980er Jahre, als Priorat der Benediktinerinnen der Abtei St. Hildegard Rüdesheim-Eibingen.

Für die Bewohner hatte es die Auswirkung, dass sie von der Klosterkammer aufgefordert wurden, die Häuser zu kaufen oder ausziehen. Einige verloren dadurch auch ihre Arbeit.

**Verfasserin:** Kathrin Vornkahl